

Hand aufs Herz!

Markus Majowski

Moral Heute beantwortet der Berliner Schauspieler und Comedian den StZ-Frag

Markus Majowski, geboren 1964 als Sohn eines Musikers der Berliner Philharmoniker, ist bekannt als der Mann fürs Komische. Weniger bekannt ist, dass der Vater eines achtjährigen Sohnes sich für Kinderrechte engagiert. Vor Kurzem ist seine Autobiografie erschienen, Titel: „Markus, glaubst du an den lieben Gott?“ (Neukirchener Verlag, 19,90 Euro). Diese Frage beantwortet er mit Ja.

Telefonieren Sie im Auto manchmal ohne Headset?
Ich bevorzuge eine Freisprechanlage.

Wenn Sie im Geschäft Kleidung probieren, räumen Sie sie zurück ins Regal?
Nein, aber manchmal frage ich: „Ich kann das gerne wieder zurücklegen – oder möchten Sie es lieber ‚ordentlich‘ haben?“ Einmal war die Antwort: „Cool! Ja, gerne. Aber, nein! Packen sie es einfach ins Regal!“ Das war beim Winterschlussverkauf.

Wie lautet Ihre Lebensmaxime?
Keep it simple!

Welche Tugend ist Ihnen am wichtigsten?
Hilfsbereitschaft.

Was würden Sie einer Freundin oder einem Freund nie verzeihen?
Wenn sie/er meine Familie angreift.

Ist es okay, sich mal eben ins W-LAN des Nachbarn einzuloggen?
Nö, das ist Mist. Ich hab es mal mit Erlaubnis gemacht, unterwegs auf Gastspiel. Meine Nachbarn haben mir einen fetten Upload über mehrere Stunden gestattet. Währenddessen funktionierte ihr Fernsehen nicht. Am nächsten Tag fiel es mir wahnsinnig schwer, den Account zu löschen.

Wann sind Sie ein guter Mensch?
Wenn ich im Verborgenen walten und schalten kann.

Wann sind Sie kein guter Mensch?
Wenn jemand nach der Sauna in mein Tauchbecken springt.

In welchem Moment bricht bei Ihnen der rücksichtslose Geizhals durch, in welchen Momenten sind Sie großzügig?
Ich kann geizig sein, wenn es um ruppige Taxifahrer geht: Wer sich nicht benimmt, bekommt kein Trinkgeld. Großzügig bin ich im Restaurant, weil da viele aus einem Topf profitieren. Versagt also einer, dann müssen die anderen dafür nicht büßen.

Beschweren Sie sich im Restaurant, wenn Ihnen das Essen nicht schmeckt?
Ich weise freundlich darauf hin.

Was halten Sie von Treue?
Kann ich gut mit umgehen. Es gehört Liebe dazu. Wenn meine Frau mit mir die Möglichkeit einer offenen Ehe diskutieren wollte, würde ich schwer schlucken.

Wofür schämen Sie sich?
Dass ich beim Zumba-Tanzen von einem dicken Klops im Spiegel angelächelt werde.

Würden Sie Ihre Eltern ins Heim geben?
Ich träume von einem großen Haus im Süden, wo mehrere Generationen unter einem Dach wohnen können.

Wie macht man Karriere?
Berühmt kann man werden, indem man sich jemand Berühmten angelt, ihn mit billigen Gedichten bei der Stange hält und mit einer Live-Berichterstattung wieder abserviert. Oder aber man angelt sich jemanden, an den man glaubt, verwöhnt ihn und wirkt gemeinsam für die Rettung der Ozeane, ebenfalls mit Live-Berichterstattung.

Was braucht unsere Welt am dringendsten?
Liebe, Liebe und noch mal Liebe.

Foto: Wraga



Die Sängerin Etta Scollo meint, ihr größtes Talent sei, Menschen zusammenzubringen.

Foto: Walter Welke-Thielsch

„Wo wollen Sie hin mit Ihrer Musik?“

Begegnung mit Etta Scollo

Porträt Sie hat ihren ganz eigenen Stil: irgendwo zwischen Folk, Chanson und Pop.

Von vielen Kritikern wird die Sängerin Etta Scollo als die „Stimme Siziliens“ gefeiert.
Von Stefanie Zenke

Tochter auf der Gitarre. Sie geht noch zur Schule, da komponiert sie bereits eigene Lieder. Das Haus der Scollos, erinnert sich die Künstlerin, war „ein offener Hafen für Musik“. Familie und Freunde treffen sich oft zu Hauskonzerten.

Mit 18 Jahren verlässt Etta ihre geliebte Heimat, um in Turin Kunst und Architektur zu studieren. Als das Angebot einer Blues-Band winkt, lässt sie alles stehen und liegen. Sie wechselt für ein Gesangstudium ans Wiener Konservatorium und macht nebenbei professionelle Gehversuche im Blues- und Jazzbereich. Unter anderem geht sie damals mit den Bluesmusikern Sunnyland Slim und Champion Jack Dupree auf Tournee. Sie setzt ihre eigenen Akzente, ihr Talent fällt auf. Mit einer eigenwilligen Coverversion des Beatles-Klassi-

kers „Oh Darling“ landet sie 1988 auf Platz eins der österreichischen Charts.

Mit einem Hit bekannt zu werden, den man „nicht von Herzen wollte“, ist eine Sache. Die Sorge, von der Musikszene in eine Schublade gesteckt zu werden, eine andere. Scollo nimmt sich Zeit „herauszufinden, was ich wirklich will“, zieht 1997 zu ihrem damaligen Lebensgefährten nach Hamburg. Dort komponiert sie Lieder, schreibt Filmmusiken.

Dann weiß Etta Scollo, wohin sie mit ihrer Musik möchte: Sie kehrt in den folgenden Jahren zu ihren sizilianischen Wurzeln zurück, kreierte ihren eigenen Stil. Irgendwo zwischen Folk, Chanson und Pop. Sie experimentiert, mal lässt sie ihre Musik von Sinfonieorchestern umsetzen, mal von eigenen Ensemblemitgliedern, die gern zum Muschelhorn oder zu Gitarren aus dem 18. Jahrhundert greifen. Ihre Heimat ist jetzt ihr Programm. Intensiv beschäftigt sich Scollo mit der langen, oft tragischen Vergangenheit der Mittelmeerinsel.

Das hat auch Vincenzo Consolo getan. Der italienische Schriftsteller galt als einer der wichtigsten literarischen Stimmen in Italien, der so reizvoll von seiner Heimatinsel Sizilien erzählen konnte wie kein anderer. Er starb im vergangenen Jahr. Die Wege von Consolo und Scollo kreuzen sich 2009. „Ganz zufällig“, wie Scollo betont. Irgendwann fragt er sie, ob sie für seine kurze

AUF TOURNEE

Konzert Am 31. Oktober dieses Jahres wird die Sängerin Etta Scollo mit ihrem Programm „Lunaria“ im Stuttgarter Theaterhaus zu Gast sein. Außerdem ist Etta Scollo in diesem Jahr noch gemeinsam mit dem Schauspieler Joachim Król auf Tournee mit „Parlami d’amore“. Im Juni ist sie in Berlin mehrmals mit ihrem Programm „Scollo con Cello“ zu erleben. (Alle Termine unter <http://ettascollo.de>)

CDs Von Etta Scollo liegt eine ganze Reihe von Einspielungen vor: die jüngste ist aus dem Jahr 2011 und heißt „Cuorezenza“ (Trocadero, 20 Euro) und ist ein musikalischer Monolog über die Liebe in all ihren Facetten, produziert und arrangiert von Peter Hinderthür. *apf*

Novelle „Lunaria“ eine Musik komponieren würde. Für Scollo eine Ehre, sie bewundert Consolo. „Ich habe mich von seinen Büchern ernährt!“ Dieses Jahr fand die Aufnahme für eine CD in Mailand in Consolos Haus statt. Es muss wie ein Erinnerungskonzert für den Verstorbenen gewesen sein. Nachbarn, Freunde und Bekannte kamen. „Es war eine ganz wunderbare Atmosphäre“, erinnert sich Scollo.

Die Zufälle sind es, die in Scollos musikalischer Arbeit meist den Ton angeben. „Ich darf mich für meine Arbeit treiben lassen, das ist ein Geschenk.“ Die Dinge, die sie musikalisch umsetzen möchte, kommen einfach auf sie zu. Jüngst: ein Projekt mit dem Schauspieler Joachim Król. „Parlami d’amore – Erzähl mir von der Liebe!“ Gemeinsam mit Król bringt sie Geschichten, Lieder und Gedichte aus Italien über die Liebe auf die Bühne.

„Ich schöpfe meine Kreativität aus den Begegnungen mit Menschen“, sagt Scollo. Unzählige Gespräche, hörend und sehend durch die Welt gehen, diese Dinge helfen ihr, den Kern eines neuen Projektes ausfindig zu machen. Um diesen herum reift dann langsam eine Frucht. Manchmal dauert das Jahre. Es sind auch Scollos verblüffend offenes Wesen und ihre Warmherzigkeit, die dazu beitragen, dass sich der Kreis irgendwann schließt, eine lang gehegte Idee verwirklicht wird. „Eigentlich ist mein großes Talent nicht die Musik, sondern Menschen für großartige Projekte zusammenzubringen“, sagt Scollo.

„Ich fühle mich nur in meinem Kopf zu Hause. Zu Hause ist auch Entfernung.“

Etta Scollo wohnt in Berlin und Catania

54 Jahre alt ist diese so jugendlich wirkende Frau nun. Wie macht sie das nur? Vermutlich, weil sie sich nie festlegt. Bereits seit fast acht Jahren wohnt Etta Scollo unterdessen in Berlin – und ist „doch nicht angekommen“. Das muss sie auch nicht, denn: „Ich fühle mich nur in meinem Kopf zu Hause.“ Zu Hause, sagt Scollo, ist auch Entfernung. Am liebsten würde sie auf Sizilien in Catania leben. Doch sie weiß: „Die Metropole würde mir fehlen.“

Deswegen hat sie für sich entschieden: sie muss sich nicht entscheiden. Zwei Mal im Monat fliegt sie nach Sizilien, bewohnt ein Zimmer bei einer Freundin, in einem großen alten Haus, in malerischer Landschaft, in der Nähe des Meeres, umgeben von Olivenbäumen. „Berlin und Catania zusammen – das ist perfekt für mich.“

Die Zeit ist um, Scollo setzt sich die Sonnenbrille ins Haar und geht hinaus in den Berliner Frühling, leise und unauffällig.

Bloß nicht

Rockfestivals Schon Woodstock soll ziemlich doof gewesen sein. Die Open-Air-Veranstaltungen von heute sind es allerdings auch. Von Daniel Hackbarth

Das Wesen des Karnevals ist, dass, solange er währt, fast alle Normen außer Kraft gesetzt sind: Man darf sich öffentlich druckbetanken, vor aller Augen an Hauswände urinieren und ein Balzverhalten an den Tag legen, das unter anderen Umständen eine Anzeige wegen sexueller Belästigung nach sich ziehen würde. Der paradoxe Charakter dieses Ausnahmezustandes liegt darin, dass er gerade dadurch, dass er die sonst herrschenden Gesetze suspendiert, umso eindringlicher daran erinnert, wie unumstößlich diese für den Rest des Jahres zu gelten haben. Subtiler kann Unterwerfung gar nicht funktionieren.

Dasselbe gilt auch für Rockfestivals, nur dass dort keiner herumbalzt, weil nämlich alle, die auf Rockfestivals gehen, spätestens nach einem Tag so siffig sind, dass man schon sehr verzweifelt sein müsste, um dort auf Partnersuche zu gehen. Rockfestivals riechen wie Füße, die an einem heißen Augusttag zwölf Stunden ohne Socken in Lederstiefel gesteckt haben. Denn es duscht dort niemand – jedenfalls niemand, der solche Veranstaltungen ernst nimmt.

Warum sich das antun? Vielleicht weil man hofft, es könnte sich ein bisschen wie damals in Woodstock anfühlen. Und weil man sonst nie die Gelegenheit hätte, auf einen Schlag jede Menge „Megabands“ live zu sehen. Oder Bier aus einem Schlauch mit Trichter dran zu trinken. Oder tagelang in der Hitze gammeldes Fleisch zu grillen, ohne dass einer blöd guckt. Und wenn dann alles vorbei ist und man wieder im Büro oder an der Uni herumlungert, kann man stets einen flüchtigen Blick auf das Einlassbändchen werfen, das trotzig am Handgelenk weiterbaumelt; und wird dann ein bisschen stolz, weil man wenigstens einmal im Jahr dem Hamsterrad entkommen ist. Dann lieber doch für immer Alltag.

Errötender Notdienst

Irgendwann wird es sicher wichtig sein, dass unser Sohn sprechen kann. Ich glaube fest daran, ich muss daran glauben, ansonsten würde ich mir heimlich wünschen, er möge doch seine Kommunikation wieder auf das Wesentliche reduzieren: essen und schlafen. Aber man kann den Lauf der Natur ohnehin nicht aufhalten.

Jeden Morgen weckt er einen von uns mit dem Wort „Auf!“. Das klingt nicht nur nach Bootcamp, das ist es auch. Gut läuft es, wenn er ein Eltern-Teil am Arm zieht, um dessen noch reaktionsunfähigen Oberkörper aus dem Bett zu zerrren. Die Teufelsvariante geht so: mit dem ganzen Körper über das Gesicht rollen und dabei an Nase, Ohren und Haaren ziehen. „Auf!“ bedeutet: liebe Mama, lieber Papa, würdet ihr mich bitte in die Küche begleiten und mir einen leckeren Kaba zubereiten?

Der Herr Sohn beschränkt sich ohnehin auf eher knappe Anweisungen, deren liebevolle Ausführungen der elterlichen Fantasie überlassen bleiben. Dem Wunsch nach Speis und Trank wird mit dem Wort „Jam!“ Ausdruck verliehen. Untertöne oder gar Diplomatie sind seine Sache nicht. Die höchste Form des Bedauerns stellt ein gehauchtes „ei, ei“ dar, nachdem er einen wieder einmal beim Spielen blutig gekratzt hat.

Entschieden sind auch seine Urteile. „Ja“ und „nein“ werden schnell und knallhart abgefeuert. Ganz unschuldig sind wir daran nicht, denn „nein“ ist das von uns mit Abstand am meisten gebrauchte Wort. Nur – verlassen kann man sich auf seine Urteile nicht.



Kinderkram

Lernen Knappe Befehle und Beleidigungen – Spracherwerb kann so einfach sein. Von Dieter Fuchs

„Willst du ein Wurstbrot?“
„Ja.“
„Schinken?“
„Ja – nein.“
„Lieber Salami!“
„Nein – den da!“
„Ach – Käse.“

Am Ende isst er ein Marmeladenbrot oder doch eine Banane.

Außerordentlich heikel wird die Kommunikation, wenn der Sohn glaubt, seinen Wunsch klar formuliert zu haben, aber die Eltern nur Bahnhof verstehen. Seit Kurzem ordert er, schon im Bett liegend, Lieder zum Einschlafen. „Oma, Monnd – Starn, Endte – das versteht sich von selbst. Neulich aber bestand er auf „Bachhh!“ Ratlos versuchte ich ihn mit anderen Liedern abzulenken, aber er war nicht zu beruhigen. Wie Archäologen über die Schriftrollen von Qumran beugten wir uns über das Wort, gingen den Tag

durch, übten uns in freier Assoziation, um schließlich befreit zu rufen: „Ja, wir waren doch heute an der Mühle“. Der Abend klang harmonisch aus mit dem 17-maligen Singen von „Es klappert die Mühle am rauschenden Bachh“.

Tibetanischer Gleichmut schließlich bleibt einem nur, wenn er mit fremden Menschen spricht. Am Sonntag war unser Klo verstopft. Als der Notdienst durch die Tür trat, rief unser Sohn erfreut „Mann!“ Der steuerte lächelnd die Toilette an, was mit „Kacka!“ kommentiert wurde. Der hartgesottene Kanalreiner bekam zartrosa Wangen und ging seiner Wege. Wir blieben am Küchentisch zurück und zweifelten kurz daran, ob es die Natur gut eingerichtet hatte, Zweieinhalbjährige schon sprechen zu lassen.